

LION FEUCHT WANGER

*Die
Geschwister
Oppermann
Roman*



Informationen zum Buch

Schlüsselroman über das Leben deutscher Emigranten
Wie viele »Unpolitische« verkannten die Oppermanns des
Charakter der braunen Barbaren. Gustav, Publizist, flieht
erst nach dem Reichstagsbrand. Martin, Chef des
angestammten Möbelhauses, wird verhaftet, Edgar, der
jüngste Bruder, von SA-Leuten aus der Klinik gejagt. Sie
und andere Angehörige können sich später retten, aber
Berthold, Martins einziges Kind, treibt ein Nazilehrer in
den Freitod. Zum politischer Widerstand entschlossen,
kehrt Gustav illegal nach Deutschland zurück. Sein
hoffnungsloser Versuch endet im Konzentrationslager.

Lion Feuchtwanger schrieb diesen ersten Roman über die
Judenverfolgung im Dritten Reich hellsinnig bereits im
Spätsommer 1933, als ein Holocaust im aufgeklärten 20.
Jahrhundert noch jede menschliche Vorstellungskraft
überstieg.

Lion Feuchtwanger

**Die Geschwister
Oppermann**

Roman

 aufbau digital

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch

Erstes Buch - Gestern

Zweites Buch - Heute

Drittes Buch - Morgen

Zu diesem Band

Über Lion Feutwanger

Impressum

Erstes Buch Gestern

Das Menschenpack fürchtet sich vor
nichts mehr als dem Verstand. Vor der
Dummheit sollten sie sich fürchten, wenn
sie begriffen, was fürchterlich ist.

Goethe

Als Dr. Gustav Oppermann an diesem 16. November, seinem fünfzigsten Geburtstag, erwachte, war es lange vor Sonnenaufgang. Das war ihm unangenehm. Denn der Tag wird anstrengend werden, und er hatte sich vorgenommen, gut auszuschlafen.

Von seinem Bett aus unterschied er ein paar karge Baumwipfel und ein Stück Himmel. Der Himmel war hoch und klar, kein Nebel war da wie sonst oft im November.

Er streckte und dehnte sich, gähnte. Reiß, nun er einmal wach war, mit Entschluß die Decke des breiten, niedrigen Bettes zurück, schwang elastisch beide Beine heraus, stieg aus der Wärme der Laken und Decken in den kalten Morgen, ging hinaus auf den Balkon.

Vor ihm senkte sich sein kleiner Garten in drei Terrassen hinunter in den Wald, rechts und links hoben sich waldige Hügel, auch jenseits des fernereren, baumverdeckten Grundes stieg es nochmals hügelig und waldig an. Von dem kleinen See, der unsichtbar links unten lag, von den Kiefern des Grunewalds wehte es angenehm kühl herauf. Tief und mit Genuß, in der großen Stille vor dem Morgen, atmete er die Waldluft. Fernher kam gedämpft das Schlagen einer Axt; er hörte es gern, das gleichmäßige Geräusch unterstrich, wie still es war. Gustav Oppermann, wie jeden Morgen, freute sich seines Hauses. Wer, wenn er

unvorbereitet hierher versetzt wurde, konnte ahnen, daß er nur fünf Kilometer von der Gedächtniskirche entfernt war, dem Zentrum des Berliner Westens? Wirklich, er hat sich für sein Haus den schönsten Fleck Berlins ausgesucht. Hier hat er jeden nur wünschbaren ländlichen Frieden und dennoch alle Vorteile der großen Stadt. Es sind erst wenige Jahre, daß er dies sein kleines Haus an der Max-Reger-Straße gebaut und eingerichtet hat, aber er fühlt sich verwachsen mit Haus und Wald, jede von den Kiefern ist ein Stück von ihm; er, der kleine See und die sandige Straße dort unten, die glücklicherweise für Autos gesperrt ist, das gehört zusammen.

Er stand eine Weile auf dem Balkon, den Morgen und die vertraute Landschaft ohne viel Gedanken einatmend. Dann begann er zu frösteln. Freute sich, daß er bis zu seinem täglichen Morgenritt noch eine kleine halbe Stunde Zeit hatte. Kroch zurück in die Wärme seines Bettes.

Allein er fand keinen Schlaf. Dieser verdammte Geburtstag. Es wäre doch klüger gewesen, er wäre von Berlin fortgereist und hätte sich dem ganzen Trubel entzogen.

Nun er einmal hier war, hätte er wenigstens seinem Bruder Martin den Gefallen tun können, heute ins Geschäft zu gehen. Die Angestellten, wie sie schon sind, werden gekränkt sein, daß er ihre Glückwünsche nicht persönlich entgegennimmt. Ach was. Es ist zu ungemütlich,

dazu hocken und sich die verlegenen Glückwünsche der Leute anzuhören.

Ein richtiger Seniorchef müßte so was freilich in Kauf nehmen. Seniorchef. Quatsch. Martin ist nun einmal der bessere Geschäftsmann, von Schwager Jacques Lavendel und den Prokuristen Brieger und Hintze ganz zu schweigen. Nein, es ist schon richtiger, daß er sich dem Geschäft so fern wie möglich hält.

Gustav Oppermann gähnt geräuschvoll. Ein Mann in seiner Situation hätte eigentlich die verdammte Pflicht, an seinem fünfzigsten Geburtstag besser aufgelegt zu sein. Sind diese fünfzig Jahre nicht gute Jahre gewesen? Da liegt er, Besitzer eines schönen, seinem Geschmack angepaßten Hauses, eines stattlichen Bankkontos, eines hochwertigen Geschäftsanteils, Liebhaber und geschätzter Kenner von Büchern, Inhaber des Goldenen Sportabzeichens. Seine beiden Brüder und seine Schwester mögen ihn, er hat einen Freund, dem er vertrauen kann, zahllose erfreuliche Bekannte, Frauen, soviel er will, eine liebenswerte Freundin. Was denn? Wenn einer Ursache hat, an einem solchen Tag guter Laune zu sein, dann er. Warum, verflucht noch eins, ist, er's nicht? Woran liegt es?

Gustav Oppermann schnaubt verdrießlich, wirft sich auf die andere Seite, klappt entschlossen die schweren Lider über die Augen, hält den großen, fleischigen, männlichen Kopf unbewegt auf dem Kissen. Er wird jetzt schlafen. Aber

der ungeduldige Entschluß nützt nichts, er findet keinen Schlaf.

Er lächelt spitzbübisch, jungenhaft. Er wird es mit einem Mittel versuchen, das er seit seiner Jugend nicht angewandt hat. Es geht mir gut, besser, am besten, denkt er. Und immer wieder mechanisch: Es geht mir gut, besser, am besten. Wenn er das zweihundertmal gedacht hat, wird er eingeschlafen sein. Er denkt es dreihundertmal und ist nicht eingeschlafen. Dabei geht es ihm doch wirklich gut. Gesundheitlich, wirtschaftlich, seelisch. Er hat, das darf er wohl sagen, mit seinen fünfzig Jahren das Aussehen eines frühen Vierzigers. Und so fühlt er sich. Er ist nicht zu reich und nicht zu arm, nicht zu weise und nicht zu töricht.

Leistungen? Der Dichter Gutwetter wäre nie durchgedrungen ohne ihn. Das ist schon einiges. Auch dem Dr. Frischlin hat er auf die Beine geholfen. Was er selber publiziert hat, die paar Schriften über Männer und Bücher des achtzehnten Jahrhunderts, es sind saubere Bücher eines musischen Menschen, nicht mehr, er macht sich nichts vor. Immerhin, für den Seniorchef eines Möbelhauses ist es allerhand. Er ist ein Mann mittleren Formats, ohne besondere Begabung. Das Mittlere ist das Beste. Er ist nicht ehrgeizig. Oder doch nicht sehr.

Noch zehn Minuten, dann endlich kann er sich für den Morgenritt fertigmachen. Er malmt ein wenig mit den Zähnen, er hat die Augen geschlossen, aber er denkt nicht

mehr an Schlaf. Um ganz ehrlich zu sein, es bleibt ihm natürlich noch allerhand zu wünschen. Wunsch eins: Sybil ist eine Freundin, um die viele ihn mit Recht beneiden. Die schöne, gescheite Ellen Rosendorff mag ihn lieber, als er um sie verdient. Trotzdem: wenn heute ein bestimmter Brief einer bestimmten Person nicht einträte, es wäre ihm eine arge Enttäuschung. Wunsch zwei: er rechnet natürlich nicht damit, daß der Minerva-Verlag über seine Lessing-Biographie mit ihm Vertrag schließt. Es ist auch nicht wichtig, ob in Zeitläuften wie den jetzigen Leben und Werk eines Autors, der vor hundertfünfzig Jahren gestorben ist, noch einmal beschrieben wird oder nicht. Aber wenn der Minerva-Verlag das Buch ablehnt, wird es ihm dennoch einen Stich geben. Wunsch drei: ...

Er hat die Augen aufgeschlagen, es sind braune, tiefliegende Augen. Er scheint doch nicht so zufrieden, so einverstanden mit dem Schicksal, wie er vor kaum einer Minute geglaubt hat. Senkrechte, scharfe Furchen über der kräftigen Nase, die dichten Brauen heftig zusammengezogen, starrt er angestrengt, finster, zur Decke. Merkwürdig, wie sein starkes Gesicht sogleich jede Wendung des ungeduldigen, oft wechselnden Sinnes widerspiegelt.

Er hat, wenn die Minerva-Leute den Lessing machen, mit der Fertigstellung noch mehr als ein Jahr zu tun. Machen sie ihn nicht, dann sperrt er das Manuskript, wie es ist, in

die Schublade. Was dann soll er den Winter über tun? Er könnte nach Ägypten gehen, nach Palästina. Das hat er seit langem vor. Ägypten, Palästina muß man gesehen haben.

Muß man wirklich?

Quatsch. Wozu sich den schönen Tag mit solchen Betrachtungen verhunzen? Es ist gut, daß es endlich Zeit zum Morgenritt ist.

Er geht durch den kleinen Torgarten der Max-Reger-Straße zu. Sein Körper ist ein wenig füllig, aber gut trainiert, er geht mit steifen, raschen Schritten, mit ganzer Sohle auftretend, aber er trägt den schweren Kopf leicht. Der Diener Schlüter steht am Tor, gratuliert. Auch Bertha, Schlüters Frau, die Köchin, läuft heraus und gratuliert. Gustav, das Gesicht strahlend, dankt laut, herzlich, unter vielem Gelächter. Reitet fort. Er weiß, jetzt stehen sie, schauen ihm nach. Sie können nur konstatieren, daß er sich verdammt gut hält für einen Fünfziger. Er sieht übrigens zu Pferd besonders gut aus, größer, als er in Wirklichkeit ist; denn er ist ein bißchen kurzbeinig, aber von langem Oberkörper. Wie Goethe, pflegt sein Freund aus dem Bibliophilenverein, der Rektor François vom Königin-Luise-Gymnasium, mindestens einmal alle vier Wochen zu bemerken.

Gustav trifft unterwegs manche seiner Bekannten, grüßt mit fröhlichem Handwinken, hält sich nicht auf. Der Ritt tut ihm gut. Er kommt angeregt zurück. Sich abbrausen und

baden ist eine herrliche Sache. Er brummt vergnügt und falsch einige nicht ganz leichte Melodien vor sich hin, prustet mächtig unter der Dusche. Frühstück reichlich.

Er geht hinüber in das Bibliothekzimmer, durchquert es einige Male mit seinem steifen, schnellen Schritt, mit ganzer Sohle auftretend. Freut sich des schönen Raumes und seiner sinnvollen Einrichtung. Setzt sich endlich an den mächtigen Arbeitstisch. Die weiten Fenster bilden kaum eine Trennung von der Landschaft, er sitzt wie im Freien, und vor ihm, ein dicker Haufe, liegt seine Morgenpost, die Geburtstagspost.

Gustav Oppermann sieht seine Post immer mit einer kleinen, freudigen Neugier. Man hat, von früher Jugend an, viele Antennen in die Welt hinausgestreckt: wie reagiert sie? Das da ist Geburtstagspost, Gratulationen, was sonst? Dennoch hat er die leise Hoffnung, es könnte da, aus diesen vierzig oder fünfzig Briefen, vielleicht etwas Erregendes in sein Leben hineinkommen. Er läßt die Briefe zunächst uneröffnet, teilt sie auf nach den Absendern, den angegebenen und den vermuteten. Da, er verspürt eine kleine, jähe Erregung, ist der Brief von Anna, der Brief, den er erwartet hat. Er hält ihn eine ganz kurze Zeit in der Hand. Ein kleines, nervöses Augenzwinkern. Dann geht ein jungenhaftes Strahlen über sein Gesicht, er legt den Brief abseits, ziemlich weit weg, will sich, ein Kind, das die begehrteste Speise für zuletzt aufbewahrt, diesen Brief

aufsparen. Er beginnt die anderen Briefe zu lesen. Glückwünsche. Sie gehen einem angenehm ein, aber sensationell sind sie nicht gerade. Er holt sich den Brief Annas wieder heran, wiegt ihn in der Hand, greift nach dem Brieföffner. Zögert. Ist schließlich froh, daß er durch einen Gast gestört wird.

Der Gast ist sein Bruder Martin. Martin Oppermann kommt auf ihn zu, ein wenig schwer von Schritt wie immer. Gustav liebt seinen Bruder und gönnt ihm alles Gute. Aber, das muß er doch im stillen feststellen, Martin, der zwei Jahre jüngere, sieht älter aus als er. Die Geschwister Oppermann sehen sich ähnlich, alle Welt sagt es, sicher ist es so. Martin hat den gleichen großen Kopf wie er, auch seine Augen liegen ziemlich tief in den Höhlen. Aber Martins Augen wirken etwas trüb, sonderbar schläfrig; alles an ihm ist schwerer, fleischiger.

Martin streckt ihm beide Hände hin. »Was soll man sagen? Ich kann dir nur wünschen, daß alles bleibt, wie es ist. Ich wünsche dir's herzlich.« Die Oppermanns haben brummige Stimmen, sie zeigen, mit Ausnahme Gustavs, ihr Gefühl nicht gern, an Martin ist alles gehalten, würdig. Aber Gustav spürt gut die Herzlichkeit.

Martin Oppermann hat sein Geschenk mitgebracht. Der Diener Schlüter bringt es herein. Aus einem großen Paket schält sich ein Bild heraus, ein Porträt. Es ist ein Brustbild, oval. Über einem flachen Kragen, wie man ihn in den

neunziger Jahren trug, sitzt auf einem ziemlich kurzen Hals ein großer Kopf. Der Kopf ist fleischig und hat über tiefliegenden, ein wenig schläfrigen Augen, den Augen der Oppermanns, eine schwere, vorgewölbte Stirn. Der Kopf wirkt schlau, nachdenklich, behaglich. Es ist der Kopf Immanuel Oppermanns, des Großvaters, Gründers des Möbelhauses Oppermann. So sah er aus, als er sechzig Jahre alt wurde, kurz nach der Geburt Gustavs.

Martin hat das Bild auf den großen Arbeitstisch gehoben und hält es da in seinen fleischigen, gepflegten Händen. Gustav, aus braunen, nachdenklichen Augen, schaut in die braunen, schlauen Augen seines Großvaters Immanuel. Nein, sehr bedeutend ist das Bild nicht. Es ist altmodisch, ohne viel Kunstwert. Dennoch hängen die vier Geschwister Oppermann an dem Bild, es ist ihnen seit früher Jugend lieb und vertraut, wahrscheinlich sehen sie mehr hinein, als darin ist. Gustav liebt die hellen Wände seines Hauses leer, es hängt im ganzen Haus ein einziges Bild, im Bibliothekzimmer; aber es war von je ein Lieblingswunsch von ihm, dieses Porträt des Großvaters Immanuel für sein Arbeitszimmer zu haben. Martin andernteils fand, es gehöre ins Chefkontor des Möbelhauses. Gustav, so gut er sich sonst mit Martin vertrug, hatte es ihm übelgenommen, daß er ihm das Bild verweigerte.

Jetzt also, voll Freude und Genugtuung, sah er auf das Bild. Er wußte, es hat Martin Opfer gekostet, sich davon zu

trennen. Vielwortig, strahlend äußerte er seine Freude, seinen Dank.

Martin gegangen, rief er den Diener Schlüter und wies ihn an, das Bild aufzuhängen. Die Stelle dafür war längst vorbestimmt. Jetzt also, sogleich, wird es wirklich da hängen. Gustav wartete gierig darauf, daß Schlüter mit seiner Arbeit fertig sei. Endlich war es soweit.

Arbeitszimmer, Bibliothek und das dritte Zimmer des Erdgeschosses, das Frühstückszimmer, gingen organisch ineinander über. Langsam, bedacht ließ Gustav seine Augen wandern von dem Porträt Immanuel Oppermanns, des Großvaters, seiner Vergangenheit, zu dem andern, bisher einzigen, Bild des Hauses, dem in der Bibliothek, dem Porträt Sybil Rauchs, seiner Freundin, seiner Gegenwart.

Nein, ein bedeutendes Werk war das Bild Immanuel Oppermanns wirklich nicht. Der Maler Alexander Joels, der es im Auftrag der Freunde Immanuel Oppermanns seinerzeit gemalt hatte, war damals grotesk überschätzt worden. Heute kennt ihn kein Mensch mehr. Aber was Gustav Oppermann an dem Bild liebte, war eben etwas anderes als der Kunstwert. Er und seine Geschwister erblickten in diesem seinem bekannten Porträt den Mann selbst und sein Werk.

An sich war das Lebenswerk dieses Immanuel Oppermann nichts Großes, es war Geschäft und Erfolg.

Aber für die Geschichte der Berliner Judenheit war es mehr. Die Oppermanns saßen seit urdenklichen Zeiten in Deutschland. Sie stammen aus dem Elsaß. Sie waren dort kleine Bankiers gewesen, Kaufleute, Silber- und Goldschmiede. Der Urgroßvater der heutigen Oppermanns war aus Fürth in Bayern nach Berlin gezogen. Der Großvater, dieser Immanuel Oppermann, hatte in den Jahren 1870/71 für die in Frankreich operierende deutsche Armee ansehnliche Lieferungen durchgeführt; in einem Schreiben, das jetzt eingerahmt im Chefkantor des Möbelhauses Oppermann hing, bezeugte der schweigsame Feldmarschall Moltke Herrn Oppermann, daß dieser der deutschen Armee gute Dienste geleistet habe. Wenige Jahre darauf hatte Immanuel das Möbelhaus Oppermann gegründet, ein Unternehmen, welches Hausrat für den Kleinbürger herstellte und durch Standardisierung seiner Erzeugnisse seine Kundschaft preiswert bediente. Immanuel Oppermann liebte seine Kunden, tastete sie ab, lockte ihre verborgenen Wünsche aus ihnen heraus, schuf ihnen neue Bedürfnisse, erfüllte sie. Weithin erzählte man sich seine jovialen Witze, die gesunden Berliner Menschenverstand mit seinem persönlichen, wohlwollenden Skeptizismus behaglich mischten. Er wurde eine populäre Figur in Berlin und bald über Berlin hinaus. Es war keine Überheblichkeit, wenn später die Brüder Oppermann sein Porträt zur Handelsmarke des

Möbelhauses machten. Durch seine feste, vielfältige Verknüpfung mit der Bevölkerung trug er dazu bei, die Emanzipation der deutschen Juden aus papierenen Paragraphen in eine Tatsache zu verwandeln, Deutschland den Juden zu einer wirklichen Heimat zu machen.

Der kleine Gustav hatte seinen Großvater noch gut gekannt. Dreimal in der Woche war er in seiner Wohnung gewesen, in der Alten Jacobstraße, im Zentrum Berlins. Das Bild des ziemlich feisten Herrn, wie er behaglich in seinem schwarzen Ohrensessel saß, Käppchen auf dem Kopf, ein Buch in der Hand oder auf dem Schoß, oft ein Glas Wein neben sich, hatte sich dem Jungen tief eingeprägt, Respekt einflößend und zugleich Vertraulichkeit. Er fühlte sich in der Wohnung des Großvaters fromm und dennoch heimelig. Ungehindert durfte er hier in der riesigen Bibliothek herumkramen; hier hatte er gelernt, Bücher zu lieben. Der Großvater ließ es sich nicht verdrießen, ihm, was er an den Büchern nicht verstand, auszuklären, schlau aus seinen schläfrigen Augen blinzelnd, zweideutig, daß man nie wußte, war es Spaß oder Ernst. Niemals später hatte Gustav so deutlich begriffen, daß, was in diesen Büchern stand, Lüge war und dennoch wahrer als die Wirklichkeit. Fragte man den Großvater, dann erhielt man Antworten, die von anderem zu handeln schienen als die Frage; aber zuletzt erwiesen sie sich doch als Antworten, ja als die einzig richtigen.

Gustav Oppermann, wie er jetzt vor dem Bilde stand, dachte nichts von alledem. Aber er sah alles in dem Bild. In den gemalten Augen war so viel von der gutmütigen, hinterhältigen Weisheit des Alten, daß sich Gustav davor klein und doch geborgen fühlte.

Vielleicht war es nicht gut für das andere Bild, für das Bild im Arbeitszimmer, für das Porträt Sybil Rauchs, daß es jetzt diese Entsprechung bekam. Keine Frage, André Greid, der Maler dieses Porträts, war dem alten, simplen Alexander Joels an Kunst und Technik zehnmal überlegen. Auf seinem Bild war viel weiße Fläche; er hatte gewußt, daß das Bild an dieser hellen Wand hängen sollte, und hatte die ganze Wand als Hintergrund mitwirken lassen. Aus dieser hellen Wand heraus trat nun scharf, eigenwillig Sybil Rauch. Dünn, entschieden stand sie da, das eine Bein leicht vorgesetzt. Auf langem Hals hob sich lang der Kopf, unter einer hohen, schmalen, eigensinnigen Stirn schauten eigensinnige Kinderaugen, die Jochbogen prägten sich stark. Das lange Untergesicht wich zurück und endete in einem kindlichen Kinn. Es war ein Bild ohne Kompromisse, ein sehr deutliches Bild; »bis zur Karikatur deutlich«, maulte Sybil Rauch, wenn sie schlechter Laune war. Aber das Porträt unterschlug auch nichts von dem, was einen an Sybil Rauch anzog. Trotz ihrer unverkennbaren dreißig Jahre schaute die Frau auf dem Bild kindlich aus, dabei

gescheit und eigenwillig. Eigennützig, dachte Gustav Oppermann, unter dem Einfluß des andern Bildes.

Es waren jetzt zehn Jahre, daß Gustav Sybil kennengelernt hatte. Sie war damals Tänzerin gewesen, mit vielen Einfällen, wenig Rhythmus, nicht ohne Erfolg. Sie hatte Geld, sie lebte angenehm, von einer lebensklugen, duldsamen Mutter verhätschelt. Der süddeutsche, naive Witz des zierlichen Mädchens, der so sonderbar kontrapunktiert war von ihrer dünnen, altklugen Gescheitheit, hatte Gustav angezogen. Sie fühlte sich geschmeichelt durch die offensichtliche Neigung des gefestigten, angesehenen Herrn. Rasch entstand zwischen dem Mädchen und dem zwanzig Jahre älteren Mann eine große, ungewöhnliche Vertrautheit. Er war ihr Liebhaber und Onkel zugleich. Er hatte Sinn für jede ihrer Launen, ihm konnte sie sich rückhaltlos eröffnen, seine Ratschläge waren überlegt, verständig. Er hatte ihr auf behutsame Art beigebracht, daß ihr Getanze bei ihrem Mangel an Musik nie zu wirklichen, inneren Erfolgen führen könne. Sie begriff das, sattelte rasch entschlossen um, bildete sich unter seiner Leitung zur Schriftstellerin aus. Sie wußte sich persönlich, farbig auszudrücken, ihre Stimmungsbilder und kleinen Geschichten wurden von den Zeitungen gern gedruckt. Als in den Wandlungen der deutschen Wirtschaft ihr Vermögen wegschmolz, konnte sie von dem Ertrag ihrer Schriftstellerei ihren Lebensunterhalt zum guten Teil

bestreiten. Gustav, selber ohne schöpferisches Talent, aber ein guter Kritiker, unterstützte sie mit beflissenem, verständigem Rat; auch verhalfen ihr seine zahlreichen Beziehungen zu einem guten Markt. Sie hatten oft daran gedacht, zu heiraten, sie wohl heftiger als er. Aber sie begriff, daß er es vorzog, ihre Verbindung nicht durch eine Legalisierung zu versteifen. Alles in allem waren es zehn gute Jahre gewesen, für sie und für ihn.

Gute Jahre? Sagen wir, angenehme Jahre, dachte Gustav Oppermann, das gescheite, liebenswerte, eigenwillige Kind auf dem Bild beschauend.

Und plötzlich war der Brief wieder da, der ungeöffnete Brief auf dem großen Schreibtisch, Annas Brief. Mit Anna wären es keine zehn angenehmen Jahre geworden. Es wären Jahre voller Streit und Aufregung geworden. Aber andernteils, wenn er mit Anna zusammen gewesen wäre, hätte er sich heute morgen schwerlich zu fragen brauchen, was er, falls sie seine Lessing-Biographie ablehnen, mit seinem Winter anfangen soll. Er hätte dann um Was und Wohin genau gewußt, er hätte dann wahrscheinlich so viele Aufgaben gehabt, daß er gestöhnt hätte, man möge ihn nicht mit dem Lessing in Versuchung führen.

Nein, er haßt diese wilde Zappelei, wie er sie an vielen seiner Freunde wahrnimmt. Er liebt seinen anständigen beschäftigten Müßiggang. Es ist gut, in seinem schönen Haus zu sitzen, mit seinen Büchern, mit gesichertem

Einkommen, vor den Kiefernhängeln des Grunewalds. Es ist gut, daß er damals nach zwei Jahren mit Anna Schluß gemacht hat.

Hat er Schluß gemacht oder sie? Es ist nicht leicht, sich in der Historie des eigenen Lebens durchzufinden. Soviel ist gewiß, er würde es vermissen, wenn Anna ganz aus seinem Leben verschwände. Es bleibt freilich immer Bitterkeit zurück, wenn sie sich treffen. Anna ist so Streitbar. Sie hat eine so unumwundene, scharfe Art, jeden Fehler, jede kleinste Schwäche zu charakterisieren. Sooft er mit ihr zusammenkommen soll, selbst vor jedem ihrer Briefe, hat er ein Gefühl, als habe er vor Gericht zu erscheinen.

Er hält den Brief in der Hand, greift zum Öffner, schlitzt ihn auf, mit einem Schnitt. Die dichten Brauen heftig zusammengezogen, senkrechte, scharfe Furchen über der starken Nase, das ganze, große Gesicht gespannt, liest er.

Anna gratuliert, in wenigen Worten, herzlich. Mit ihrer schönen, gleichmäßigen Schrift teilt sie ihm mit, sie habe ihren Urlaub auf Ende April gelegt und werde diese vier Wochen gerne mit ihm verbringen. Wenn er sie treffen wolle, bitte sie um Vorschläge, wo.

Gustavs Gesicht entpannt sich. Er hat Angst vor diesem Brief gehabt. Es ist ein guter Brief. Anna hat kein leichtes Leben. Sie ist Direktionssekretärin der Stuttgarter Elektrizitätswerke, sehr in ihre Arbeit eingespannt, ihr

Privatleben drängt sich auf die vier Wochen Urlaub zusammen. Daß sie ihm diese vier Wochen anbietet, beweist, daß sie ihn nicht aufgegeben hat.

Er liest den Brief ein zweites Mal. Nein, Anna hält ihn nicht für abgetan, sie sagt ja zu ihm. Er brummt, falsch und beflissen, die schwierige Melodie von heute morgen vor sich hin. Betrachtet, halb mit Bewußtsein, halb mechanisch, das Bild Immanuel Oppermanns. Ist innig vergnügt.

Martin Oppermann mittlerweile fuhr ins Geschäft. Gustavs Haus lag an der Max-Reger-Straße, an der Grenze von Grunewald und Dahlem. Das Stammhaus der Oppermanns liegt an der Gertraudenstraße im Zentrum der Innenstadt. Chauffeur Franzke wird mindestens fünfundzwanzig Minuten brauchen. Wenn es gut geht, ist Martin um elf Uhr zehn im Büro; wenn er Pech mit den Ampeln hat, erst nach elf ein Viertel. Er hat Heinrich Wels auf elf Uhr bestellt. Martin Oppermann liebt es nicht, warten zu lassen. Und daß Heinrich Wels warten muß, ist ihm doppelt unangenehm. Die Unterredung wird ohnehin nicht erfreulich werden.

Martin Oppermann sitzt steif im Wagen, unangelehnt, in einer nicht eben schönen und natürlichen Haltung. Die Oppermanns sind schwer von Figur, Edgar, der Arzt, weniger, auch Gustav hat durch Training ein bißchen von

dieser Schwere weggebracht. Martin hat keine Zeit für so was. Er ist Geschäftsmann, Familienvater, hat Verpflichtungen aller Art. Er sitzt aufrecht, den großen Kopf vorgestoßen, die Augen geschlossen.

Nein, die Unterredung mit Heinrich Wels wird nicht erfreulich werden. Es ist selten jetzt, daß man im Geschäft Erfreuliches erlebt. Er hätte Wels nicht warten lassen sollen. Er hätte das Bild Gustav am Abend übergeben können, bei dem Essen; es war nicht unbedingt notwendig, daß er es ihm morgens gebracht hat. Er liebt Gustav, doch mit Neid. Gustav hat es leicht, zu leicht. Auch Edgar, der Arzt, hat es leicht. Er, Martin, hat allein die Nachfolge Immanuel Oppermanns übernehmen müssen. Es ist in diesen Zeiten der Krise und des ansteigenden Antisemitismus verdammt schwer, diese Nachfolge würdig zu repräsentieren. Martin Oppermann nahm den steifen Hut ab, strich sich durch das schütterere, schwarze Haar, seufzte leicht. Er hätte Heinrich Wels nicht warten lassen sollen.

Man war an dem menschenwimmelnden Dönhoffplatz. Gleich wird man, endlich, angelangt sein. Da war schon das Haus. Eingepreßt zwischen andern stand es, eng, altmodisch, aber fest, vor langer Zeit auf lange Zeit gebaut, Vertrauen weckend. Der Wagen passierte die vier großen Schaufenster, hielt am Hauptportal. Martin wäre gern schnell herausgesprungen, aber er bezwang sich, er hielt

auf Würde. Der alte Türsteher Leschinsky nahm Haltung an, bevor er die Drehtür in Bewegung setzte. Martin Oppermann rührte mit einem Finger den Hut wie jeden Tag. August Leschinsky war nun schon seit Immanuel Oppermann im Geschäft, er wußte Bescheid um jede Kleinigkeit. Er wußte bestimmt, daß Martin seinem Bruder Gustav zum fünfzigsten Geburtstag gratuliert hatte. Ob der Alte die Verspätung aus solchem Grunde billigte? Leschinskys Gesicht mit dem grauen, starren Schnurrbart war immer mürrisch, die Haltung des Mannes immer hölzern. Heute war er besonders stramm und steif: er billigte das Verhalten seines Chefs.

Martin war mit seinem Verhalten weniger einverstanden als sein Portier. Er fuhr hinauf in den dritten Stock, zu seinem Kontor. Benützte den rückwärtigen Eingang. Er wollte nicht sehen, wie Heinrich Wels saß und wartete.

An der Wand über seinem Schreibtisch hing, wie in allen Oppermann-Geschäften, das Porträt des alten Oppermann. Es gab ihm einen kleinen Stich, daß es nun nicht mehr das Original war, sondern eine Kopie. Natürlich war es im Grunde gleichgültig, ob das Original hier hing oder bei Gustav. Gustav hatte sicherlich mehr Verständnis dafür, er hatte ja mehr Zeit, es hing besser bei ihm, und im Grunde hatte Gustav wohl auch den besseren Anspruch. Dennoch war es unbehaglich, daß er von nun an nicht mehr das Original vor Augen haben sollte.

Die Sekretärin kam. Post, die die Prokuristen ihm schickten. Unterschriften. Bitten um Telefonanrufe. Ja, und dann, Herr Wels wartete. Er ist auf elf Uhr bestellt. »Ist Herr Wels schon lange da?« - »Eine kleine halbe Stunde.« - »Bitten Sie ihn herein.«

Martin Oppermann saß immer in Haltung da, er brauchte sich nicht zurechtzusetzen, aber er war heute nicht gut in Form für diese Unterredung. Er hatte sich den Bescheid, den er Wels geben wollte, sorgfältig zurechtgelegt, hatte alles mit seinen Prokuristen Brieger und Hintze durchgesprochen. Aber es galt, Wels nicht zu verstimmen, es kam auf Nuancen an, es war ein Unglück, daß er Wels hatte warten lassen.

Die Sache war die. Im Anfang hatte Immanuel Oppermann die Möbel, die er verkaufte, nicht selbst hergestellt, sondern sie von Heinrich Wels sen. herstellen lassen, einem jungen, zuverlässigen Handwerker. Als man die Berliner Filialen gründete, die in Steglitz und die in der Potsdamer Straße, wurde die Zusammenarbeit mit Wels schwieriger. Wels war zuverlässig, aber er war gezwungen, zu teuer zu arbeiten. Bald nach dem Tode Immanuel Oppermanns begann man auf Betreiben Siegfried Briegers, des jetzigen Prokuristen, einen Teil der Möbel in billigeren Fabriken herstellen zu lassen, und als die Leitung des Geschäftes an Gustav und Martin übergegangen war, gründete man eine eigene Fabrik. Für gewisse

schwierigere Arbeiten, für Einzelstücke, zog man die Welsschen Werkstätten nach wie vor heran: aber den Hauptbedarf des Möbelhauses Oppermann, das sich mittlerweile eine weitere Berliner und fünf Provinzfiliolen angegliedert hatte, lieferten jetzt die eigenen Werkstätten.

Heinrich Wels jun. sah diese Entwicklung mit Erbitterung. Er war ein paar Jahre älter als Gustav, fleißig, solid, eigenwillig, langsam. Er gliederte seinen Werkstätten Verkaufsläden an. Musterbetriebe, mit größter Sorgfalt geführt, um gegen die Oppermanns aufzukommen. Aber er kam nicht gegen sie auf. Seine Preise konnten mit denen der standardisierten Oppermann-Möbel nicht konkurrieren. Den Namen Oppermann kannten zahllose Leute, die Fabrikmarke der Oppermanns, das Porträt Immanuels, drang in die äußerste Provinz, der biedere, altmodische Text der Oppermannschen Inserate: »Wer bei Oppermann kauft, kauft gut und billig«, war geflügeltes Wort. Überall im Reich arbeiteten Deutsche an Oppermannschen Tischen, aßen von Oppermannschen Tischen, saßen auf Oppermannschen Stühlen, schliefen in Oppermannschen Betten. In Welsschen Betten schlief man wahrscheinlich behaglicher, und Welssche Tische waren dauerhafter gearbeitet. Aber man zog es vor, weniger Geld anzulegen, selbst wenn die erstandenen Dinge vielleicht ein bißchen weniger solid waren. Das begriff Heinrich Wels nicht. Das wurmte ihn in seinem Handwerkerherzen. War der Sinn für

Solidität in Deutschland ausgestorben? Sahen diese irreführten Käufer nicht, daß an seinem, Wels', Tisch ein Mann achtzehn Stunden gearbeitet hatte, während das Oppermannsche Zeug Fabrikware war? Sie sahen es nicht. Sie sahen nur, bei Wels kostete ein Tisch vierundfünfzig Mark und bei Oppermann vierzig, und sie gingen hin und kauften bei Oppermann.

Heinrich Wels verstand die Welt nicht mehr. Seine Erbitterung stieg.

In den letzten Jahren allerdings wurde es besser. Eine Bewegung brach sich Bahn, die die Erkenntnis verbreitete, daß das Handwerk dem deutschen Volkscharakter besser entsprach als der normalisierte internationale Fabrikbetrieb. Nationalsozialistisch nannte sich diese Bewegung. Sie sprach aus, was Heinrich Wels längst gespürt hatte, daß nämlich die jüdischen Warenhäuser und ihre gerissenen Verkaufsmethoden schuld daran waren an Deutschlands Niedergang. Heinrich Wels schloß sich der Bewegung von ganzem Herzen an. Er wurde Distriktsvorstand der Partei. Erfreut sah er, wie die Bewegung Boden gewann. Zwar kauften die Leute noch immer lieber die billigeren Tische, aber wenigstens schimpften sie dabei auf die Oppermanns. Auch erreichte die Partei, daß den Großgeschäften höhere Auflagen gemacht wurden, so daß die Oppermanns allmählich für die

Tische, für die Wels vierundfünfzig Mark verlangte, statt vierzig Mark sechsvierzig fordern mußten.

In allen neun Oppermanschen Häusern liefen judenfeindliche Schreiben in Massen ein, judenfeindliche Inschriften wurden des Nachts an den Schaufenstern angebracht, alte Kunden sprangen ab. Man mußte die Preise mindestens zehn Prozent niedriger halten als der nichtjüdische Konkurrent; hielt man sie nur fünf Prozent niedriger, dann gab es Leute, die zum Christen gingen. Die Behörden schikanierten unter dem Druck der wachsenden nationalsozialistischen Partei immer mehr. Heinrich Wels hatte den Vorteil. Die Differenz zwischen dem Preis seiner Erzeugnisse und dem der Oppermans verringerte sich.

Bei alledem hielt das Möbelhaus Oppermann nach wie vor äußerlich die guten Beziehungen zum Hause Wels aufrecht. Ja, unter dem Einfluß Jacques Lavendels und Prokurist Briegers legte man Wels nahe, Vorschläge zu machen, die auf eine Fusion der beiden Firmen oder wenigstens auf engere Zusammenarbeit hinzielten. Kam eine solche Transaktion zustande, dann war der Firma Oppermann das Odium des jüdischen Hauses genommen; auch wurden ihr gegenüber, war erst Wels beteiligt, gewisse behördliche Maßnahmen bestimmt sehr milde gehandhabt.

Als die Oppermans Heinrich Wels überflügelten, hatte das seinen persönlichen Ehrgeiz noch viel mehr getroffen

als seine Profitgier. Er strahlte, als jetzt seine Werkstätten immer mehr Boden gewannen. Nun hatte er gar, nach ein paar mündlichen Tastversuchen Prokurist Briegers, ein sehr höfliches Schreiben der Firma Oppermann bekommen, man habe gehört, er habe der Firma gewisse Vorschläge zu machen, die auf eine noch angenehmere Verbindung hinzielten als bisher. Die Firma sei daran sehr interessiert und bitte ihn, sich zu persönlicher Fühlungnahme am 16. November um elf Uhr im Chefkontor des Hauses in der Gertraudenstraße einzufinden.

Da saß also Heinrich Wels im Vorzimmer des Oppermannschen Kontors und wartete. Er war ein stattlicher Mann, offenes, hartes Gesicht, starke Falten in der breiten Stirn. Er war ein rechtlicher Mann, und er war für Genauigkeit. Wer war nun eigentlich an den andern herangetreten? Bei einer Sitzung des Verbands der Möbelfabrikanten hatte Prokurist Brieger ihm von den wachsenden Schwierigkeiten seines Hauses gesprochen. Brieger hatte ihm gewisse Fragen geradezu suggeriert. Es war nicht mehr recht zu entwirren, wer an wen herangetreten war. Wie immer, hier saß er mit einem Vorschlag, der für ihn nicht ungünstig war, aber wahrscheinlich noch viel vorteilhafter für den Partner.

Die andern wollten das offenbar nicht wahrhaben. Er sah auf die Uhr. Er war Reserveoffizier gewesen, während des ganzen Krieges an der Front, hatte beim Militär